

**Marietta Meier, Spannungsherde. Psychochirurgie nach dem Zweiten Weltkrieg, Wallstein Verlag, Göttingen 2015, 391 S., geb., 42,00 €, auch als E-Book erhältlich.**

Das Buch von Marietta Meier ist eine an der Universität Zürich eingereichte Habilitationsschrift, die von Jakob Tanner betreut wurde. In den 1940er-Jahren reihte sich die Psychochirurgie in das Spektrum psychiatrischer Behandlungsmethoden ein und gewann an Einfluss auf die Therapie schwerer, als „unheilbar“ eingestufte Krankheitszustände. Die Verfasserin geht bis ins Detail der Begriffsfassung von Leukotomie oder Logotomie und deren Umsetzung in den psychiatrischen Alltag nach. Leukotomie beinhaltete einen chirurgischen Eingriff in das Gehirn eines Menschen, bei dem Verbindungen zwischen zwei Hirnarealen getrennt wurden. An diese Methode knüpfte sich die Hoffnung, Krankheiten aus dem Formenkreis der Schizophrenie psychiatrisch beikommen zu können. Dieser Typ von Hirnoperation wurde bereits 1935 von einem portugiesischen Neurologen entwickelt und von zwei US-Psychiatern in einem 1942 publizierten Buch auch in Europa bekannt gemacht. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde so „Amerika“ zur Chiffre für diese Indikation.

Die Verfasserin versucht ihr sperriges Thema mit einer Methode in den Griff zu bekommen, die über rein medizinische Fragestellungen hinausgeht. Den Schwerpunkt ihrer Untersuchung legt sie auf das Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg und setzt ihre Befunde in einen Bezug zur Nachkriegsgesellschaft. „Wer die Psychochirurgie aus historischer Perspektive analysiert, erkennt, dass zwischen der wissenschaftlichen Forschung, der Entwicklung, Anwendung und Beurteilung einer Behandlungsform und dem Menschenbild einer Gesellschaft Zusammenhänge bestehen.“ (S. 14f.) Nachkriegsgesellschaft schließt zeitlich an die Kriegsgesellschaften der Jahre 1939 bis 1945 an. Wie sind deren sehr unterschiedliche Erfahrungen mit dem Krieg in die Rezeption und Wertschätzung der Leukotomie eingegangen? Die Verfasserin zeichnet sehr ausführlich die internationale wissenschaftliche Debatte zur Psychochirurgie nach. Die Verbreitung des Verfahrens, die „Leukotomiepraxis“, untersucht sie im deutsch-französischsprachigen Raum Europas, konkret in den Kantonen der Schweiz. Hier ergibt sich eine gewisse Unwucht zwischen Anspruch und Aussagegehalt des Buches. Das primäre Interesse gilt Kliniken in der Schweiz, und hier zentral dem „Burghölzli“, wie die Psychiatrische Universitätsklinik Zürich bis 1966 genannt wurde. Das Burghölzli war eine Traditionsanstalt mit hohem Ansehen und von großem Einfluss auf die Schweizer Anstaltspsychiatrie insgesamt. Für die Fragestellung der Verfasserin ist es die Leitinstitution und sein langjähriger Direktor Manfred Bleuler (1903–1994) die Leitfigur. Die Züricher Psychiatrie verleiht der Untersuchung in jeder Hinsicht historische Substanz. Sie trägt ihre chronologisch angelegten Hauptkapitel: „Aktive“ Therapien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Kap. 1); Anfänge der „Kontrolle im Stirnhirn“ (Kap. 2); Die Verbreitung der Leukotomie in Europa (Kap. 3); Die wissenschaftliche Debatte zur Psychochirurgie (Kap. 4); Leukotomiefälle (Kap. 5); Expertenwissen (Kap. 6); Gendering in der Anstalt (Kap. 7); Produktion wissenschaftlicher Erkenntnisse (Kap. 8); Das Ende des „Massenexperiments“ – neue Behandlungsverfahren (Kap. 9). Obwohl viele Kapitel mit medizinischem Wissen bestückt sind, versteht es die Verfasserin auf beeindruckende Weise, dieses immer wieder an archivalische Quellen zu binden. Im Medizinhistorischen Archiv der Universität Zürich hat sie die Korrespondenz Manfred Bleulers ausgewertet. Er begann 1946 mit den ersten Leukotomie-Behandlungen und setzte diese über viele Jahre fort. Bleuler trieb aus Überzeugung „Wissenschaft am Krankenbett“. Auch über psychochirurgische Eingriffe wollte er die Forschung im Burghölzli voranbringen. Es gilt, einen besonderen Ertrag dieser Untersuchung hervorzuheben, den die Verfasserin an 300 Patientendossiers herausgearbeitet hat. Diese sind überliefert im Staatsarchiv des Kantons Zürich, das auch die Krankenakten der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich aufbewahrt (S. 324f.). Aus den Krankenakten ergibt sich nicht nur ein genaueres Bild von kranken Patientinnen im Anstaltsalltag, auch, so der Befund, wurde für über 90 Prozent der Patienten, bei denen eine psychochirurgische Operation durchgeführt wurde, die Diagnose Schizophrenie gestellt. „Leukotomiepatienten waren also die ‚schwierigen‘ Patienten der ‚unruhigen‘ Abteilungen, die auf andere Therapien nicht anspra-

chen; vor allem erregte und gewalttätige Patienten, aber auch solche, die stark störten oder dem Pflegepersonal aus anderen Gründen viel Arbeit bereiteten.“ (S. 150) Offen sprach Manfred Bleuler gegenüber einem Vormund das Hauptmotiv der „therapeutischen Massnahme“ Leukotomie an. „Die Aggression ist ja offensichtlich eine krankhafte Erscheinung, unter der niemand so sehr wie der Kranke leidet, sodass meines Erachtens eine Behandlung der Aggressionstendenz die vordringlichste therapeutische Massnahme ist.“ (ebd.)

Psychiater glaubten im Interesse der Patienten zu handeln, wenn sie über die üblichen Therapien hinausgingen. So der Eindruck der Verfasserin bei der Lektüre von Krankenakten. Sie macht aber auch deutlich, dass Ärzte die spezifischen Gefahren, besonders Persönlichkeitsveränderungen, die mit einem psychochirurgischen Eingriff verbunden waren, nicht thematisierten. Im Burghölzli operierte man mit einer gewissen Unbefangenheit an den Gehirnen von Patienten. Der Schweiz fehlten die Erfahrungen, die Deutschland mit der „Euthanasie“ im Zweiten Weltkrieg gemacht hatte. Die „Selektion in der Heilanstalt“, so der Titel einer frühen Bilanz, die Menschen hier in die NS-Tötungsanstalten verfrachtete, war exakt nach den Kriterien abgelaufen, nach denen auch Schweizer Psychiater Menschen für ihre Schnitte im Gehirn auswählten. So überrascht es nicht, dass in deutschen Anstalten relativ wenige psychochirurgische Eingriffe vorgenommen wurden. (S. 93 Anm. 40) Karl Kleist, eine Autorität auf dem Gebiet der „Gehirnpathologie“, hatte sich in der NS-Zeit von einer „Wissenschaft ohne Menschlichkeit“ ferngehalten. Auf der ersten Tagung deutscher Neurochirurgen im Jahr 1949 ergriff er das Wort zur chirurgischen Therapie von Psychosen und bei Krankheiten mit ungünstiger Prognose. Gerade deutsche Ärzte hätten nämlich „nach den bitteren, ihrem Ansehen so abträglich gewordenen Erfahrungen mit der übertriebenen Sterilisierung und der so genannten Euthanasie allen Grund, hier äußerst vorsichtig zu sein“ (S. 128).

Das Buch der Verfasserin ist ein innovativer Beitrag zur Psychiatriegeschichte in der Nachkriegszeit – ihrer Wege und Irrwege. Auch in der Schweiz, auf der der Fokus liegt, reagierte die Psychiatrie auf „Ordnungsstörungen“, doch sie rang sich zu einem Modell durch, „das die Individualität des Subjekts höher gewichtete als dessen soziale Anpassung“ (S. 315). In Deutschland, das während des Kriegs die „Hohlräume völliger Kulturentledigung“ (Alexander Mitscherlich) durchschritten hatte, begab sich die Psychiatrie nach 1945 auf den Weg einer geschichtlich belasteten Orientierungssuche, der länger war als der Abschied von psychochirurgischer Unbedarftheit in der Schweiz.

*Dirk Blasius, Essen*

#### **Zitierempfehlung:**

Dirk Blasius: Rezension von: Marietta Meier, Spannungsherde. Psychochirurgie nach dem Zweiten Weltkrieg, Wallstein Verlag, Göttingen 2015, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 57, 2017, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81793>> [29.11.2016].